Blau ist die Farbe der Ferne

Im tiefsten Bayerischen Wald, kurz vor der tschechischen Grenze, versteckt sich eine Künstlerkolonie, die man dort niemals vermuten würde: eine winterliche Wanderung zum wunderlichen Weiler Waldhäuser.

Von Arthur Schnabl

Inspirierende Natur: *In den Winterlandschaften des Bayerischen Waldes wimmelt es von Motiven für Maler.* Foto Arthur Schnabl

Es gibt Orte, die aus der Art geschlagen sind, Orte, in denen sich eine Seele manifestiert, die zu unseren landläufigen Vorstellungen nicht passen will, Orte wie jenen dort oben im Bayerischen Wald, auf tausend Meter Höhe drei Kilometer vor der tschechischen Grenze gelegen. Dort soll es ein Dorf voller Kunstliebhaber geben? Auch unsere Herbergswirtin Henriette Braumandl vom Draxlerhof in Neuschönau, kurz Jetti genannt, wundert sich. „Ich weiß auch nicht, was das ist da heroben in Waldhäuser“, überlegt sie und wischt dabei fröhlich über das gerade erworbene Gemälde des Malers Reinhold Koeppel. „Aber ich kenn viele bei uns, die zu Haus solche Kunstwerke haben. Dabei sind wir ein ganz normales Dorf.“ Und dann der Rat: „Geht’s mal zum Herrn Fritsch.“

Doch es ist gar nicht so einfach, zu Herrn Fritsch zu gelangen. Es hat mal wieder richtig geschneit in Waldhäuser. Und wir wollen natürlich auf dem Guldensteig, dem Goldenen Steig, gehen, der so schön über die verschneiten Wiesen führt. Schließlich ist dieser alte Salzweg der Grund für die Entstehung des Dorfes Waldhäuser. Es ist ein Wirtschaftssteig, auf dem der Fürstbischof von Passau einst teures Salz nach Böhmen säumen ließ, ein goldener Steig eben. Doch Wirtin Jetti ist skeptisch: „Nehmt’s Schneeschuh, da ist jetzt bestimmt nicht geräumt.“ Also Schneeschuhe, warum nicht? Auch sie sind ein Symbol dieser Region, in der früher der Schnee bis zum Dachfirst reichen konnte. Nebenan, in der kleinen Skistation, kann man auch Schneeschuhe leihen. Nach den ersten Schwierigkeiten bekommen wir langsam ein Gefühl für diese seltsame Fortbewegungsart, bei der es vor allem auf Bedachtsamkeit ankommt. Keine hektischen Bewegungen, kein schnelles Rückwärtstreten, die Kurven schön auslaufen, sonst liegt man schnell im weißen Flaum. Aber was für ein herrliches Gefühl ist es, über diese weißen Flächen zu gehen, einfach nur, weil man sie gehen kann. Irgendwie werden wir dabei selbst zum Künstler und die Schneeflächen zur weißen Leinwand, in die wir unsere grafischen Spuren eindrücken.

Dann endlich das Haus des ehemaligen Försters Gerhard Fritsch. Es ist ein normales Einfamilienhaus, keine abgeschiedene Waldeinsamkeit. Innen aber entpuppt es sich als veritable Kunstgalerie. Wir wagen uns kaum zu rühren zwischen all den Skulpturen, Gemälden und Gläsern. Und Herr Fritsch, ein kregler Achtzigjähriger, würde am liebsten weiter einkaufen, denn er kennt viele in Waldhäuser, die noch einen Koeppel, einen Blach oder einen Theuerjahr zu Hause haben. Früher hat der alte Herr auch Führungen zur Waldhäuser Kunstszene gemacht. „Ich hab die meisten ja noch gekannt“, meint der passionierte Kunstfreund. „Schuld an allem war der Reinhold Koeppel. Der kam 1908 und war der erste Waldhäuser Künstler. Ein Charismatiker! Zu dem kamen sie dann alle, Maler und Dichter. Aus Regen der Vegesack, aus Österreich der Alfred Kubin, der Watzlik aus Böhmen oder der Hans Carossa aus Passau.“ Unwillkürlich fällt uns Worpswede ein, die viel bekanntere Künstlerkolonie am anderen Ende Deutschlands.

Eine rechte Erklärung für das Kunstphänomen Waldhäuser hat aber auch Herr Fritsch nicht. „Ein Bauer hat den Theuerjahr mal gefragt, was er von Beruf sei. Auf die Antwort Maler hat er gesagt: O mei, des werd aber nix für dich da herobn. Unsere Stubn mal’n ma selber aus.“ Die Akzeptanz der üblicherweise als unnütz betrachteten Künstlerfiguren durch die Hiesigen sei schon erstaunlich gewesen. Es muss wohl an der Art dieser Künstler gelegen haben, meint Herr Fritsch, die nicht auf die „einfachen Leut“ herabsahen, sondern an ihrem Leben teilnahmen. Dabei waren die meisten nicht von hier. Reinhold Koeppel kam aus Sachsen und Heinz Theuerjahr aus Stolp in Pommern. „Der Heinz ist mit den Holzhauern in den Wald, er hat Ziehharmonika auf den Hochzeiten gespielt, und am End hat er sich auch noch die Wirtstochter geschnappt“, grinst Herr Fritsch.

Der Tierbildhauer und Grafiker Heinz Theuerjahr ist heute wohl die bekannteste Figur der Waldhäuser Künstlerszene. Kompromisslos ging er seinen Weg zu einem fast spirituellen Minimalismus. In seinen Plastiken und Grafiken verbinden sich Realität und Reduktion zu großen gestalterischen Gesten. Der Dichter Reiner Kunze, ein Seelenverwandter, schrieb über ihn: „Er schnitt die Seele aus dem Tier.“

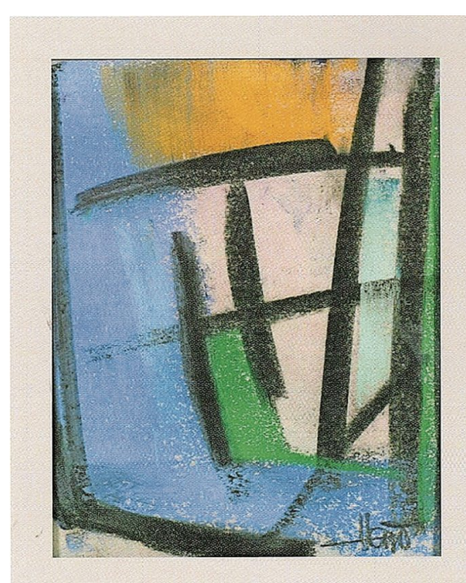
Glücklicherweise kann man sein ehemaliges Atelier besuchen. Es wird „Arche“ genannt und soll immer noch so aussehen wie zu Lebzeiten des 1991 verstorbenen Künstlers, das jedenfalls verspricht uns Jetti. Auf ihren Anruf hin hat sich Theuerjahrs Sohn Hans-Georg bereit erklärt, die im Winter geschlossene Arche aufzusperren. Also wieder auf die Schneeschuhe, denn das Atelier liegt oberhalb des Dorfes im Wald. An der Lusenstraße weist uns ein Auerhahn aus Metall den Weg, eine wundervolle Skulptur, deren reduzierte Eleganz vom Schneeüberzug noch betont wird. Ein Schneewall kreist auch das Künstlerhaus ein, und trotz Schneeschuhen sind wir froh, dass jemand geräumt hat. Schmunzelnd öffnet Hans-Georg Theuerjahr: „Ja, im Winter ist es bis heute nicht ganz einfach, hier oben zu leben.“ Mit Reisigbesen bearbeiten wir unsere schneeüberkrusteten Schuhe, dann stehen wir mit einem Mal mitten in einem authentischen Künstlerleben. Tierfiguren aller Größen stehen herum, Gussformen und Werkzeuge, exotische Gegenstände hängen an den Wänden. Es ist jenes kreative Chaos, das Künstler so gern verbreiten.

Sohn Hans-Georg war Fachlehrer an der Glasfachschule Zwiesel und ist somit selbst eng mit dem Kunsthandwerk verbunden. Nun kümmert er sich samt der Familie rührig um das unübersichtliche väterliche Erbe. Auf den Wiesen vor dem Haus haben sie einen Skulpturengarten eingerichtet, der frei zugänglich ist. Der Blick schwebt hier regelrecht hinaus über Senken und Hügel bis zum Gipfel des Rachels. Gerade bricht durch den unruhigen Wolkenhimmel die Sonne und bringt Bäume und Sträucher zum Funkeln. Dahinter leuchten die Gipfel des Plattenhausens und des Rachels phantastisch vor dem blauschwarzen Wolkenhimmel, ein Moment voller Magie.

Dann aber wird unsere Aufmerksamkeit von dunklen Flecken in der Schneedecke gefesselt. An einer Stelle stechen zwei spitze Hörner aus dem kniehohen Schnee, an einer anderen wölbt sich etwas Glänzendes, und wieder woanders schaut ein Schnabel hervor. Wie Goldgräber wühlen wir nun im Schnee und entdecken nach und nach eine Tierwelt aus Metall: Kaffernbüffel, Springböcke, Gorillas, sogar einen Elefanten, ein Afrika im Schnee. Hans-Georg Theuerjahr lächelt: „Ja, man erwartet hier eigentlich unsere einheimische Tierwelt. Unser Vater aber liebte Afrika, und jedes Mal, wenn er etwas verdient hatte, machte er Reisen in sein geliebtes Afrika.“ Immerhin: Um den Kopf eines Gorillas führt eine sehr einheimische Hasenspur herum.

Spuren hat uns auch Martin Stadler versprochen. Er ist Bauer und im Nebenjob Wildnisführer im Nationalpark Bayerischer Wald. Martin kommt zu uns auf den Draxlerhof, im Auto hat er genügend Schneeschuhe, und so beginnt im dichten Schneetreiben eine lehrreiche Runde rund um Waldhäuser. Nun wiederholen und verdichten sich die Erfahrungen, die wir schon auf dem Guldensteig gesammelt haben. Weil der Martin ein Ruhiger ist, empfiehlt er uns erst einmal zu hören: die Geräusche, die der Schnee macht, der lockere, der verharschte, der nasse. Dann zeigt er uns, was ihm der Schnee erzählt: die zarten Striche, die nur von Vogelfedern stammen können, und zwar von einem Eichelhäher, die Schleiflinie einer Maus, die sich an die Oberfläche gewagt hat, der typische Vierertritt des Hasen – und dann die Sensation: Wir zeigen unseren Fund begeistert dem Martin, nichts Geringeres als eine Wolfsspur zwischen den Bäumen.

Der Martin schaut sie sich genau an und bestätigt, dass sich diese Abdrücke in nichts von Wolfsspuren unterscheiden, dass es aber leider keine sind. „Eine Spur ist nicht bloß der einzelne Tapser, sie ist auch eine ganze Geschichte. Schaut’s, wie euer Wolf hin und her rennt, von einer interessanten Stelle zur anderen. Der war neugierig und konnt sich das auch leisten. Weil er nämlich ein Hund ist und zu Haus der Fressnapf auf ihn wartet. Ein Wolf aber achtet im Winter extrem auf seinen Energiehaushalt. Der rennt nicht wie ein Damischer hin und her, der schnürt ohne Umwege.“ Was man so alles lernt. Vieles erfahren wir noch über die Tiere, aber auch über die Menschen aus der Region. Wie erklärt er sich das mit der Kunst hier in Waldhäuser, fragen wir den Martin. „Keine Ahnung. Ist halt so. Ich mal und fotografier ja auch.“



Der Maler des Waldes: *Hajo Blach gehört dank seiner großflächigen Kompositionen zu den bedeutendsten Waldhäuser Künstlern.* Foto Hajo Blach

Dann geht es wieder hinauf nach Waldhäuser, in unser Adlernest. Auf einmal ziehen sich die schönen weißen Flächen elend lang, und wir gehen nur allzu gern in der Spur unseres Vorgängers. Martins Aufforderung, ihn beim Spuren abzulösen, kommen wir seufzend nach. Das ist das Gesetz des Schneeschuhlaufens: Jeder ist mal dran.

Dann sind wir wieder oben in Waldhäuser, beim Berggasthof Lusen. Dort empfängt uns der warme Atem der Wirtsstube, der nach Schweinebraten und Leberknödelsuppe duftet. Es ist ein klassischer bayerischer Gasthof, doch statt der Hirschgeweihe hängen große Gemälde an den Wänden: Waldbilder, die die Wirrnis der Natur zu großflächigen blauen Kompositionen bündeln. Es sind Werke von Hajo Blach, dem dritten bedeutenden Waldhäuser Künstler. Der Achtzigjährige wurde nebenan in Spiegelau geboren und lebt seit den Siebzigerjahren in Waldhäuser. Er hat sich gleich neben Theuerjahrs Arche sein Künstlerrefugium eingerichtet, ein aus Bildern bestehender Bau, in den er Lichtungen zum Wohnen und Arbeiten gebrochen hat. Wir stehen inmitten großformatiger Gemälde und spontan hingewischter Skizzen, oft von geradezu beklemmender Schönheit, vieles in Blau, der Farbe des Abends und der Ferne. „Für mich ist es die Farbe des Bayerischen Waldes“, sagt Blach und holt einige zartblaue Skizzen aus einer Schublade. Sie sind mit Blaubeersaft gemalt, hoch empfindlich. Nie können sie ausgestellt werden, eine Kunst, die das Licht scheut. Inzwischen ist es Abend geworden, und der Heimweg zum Draxlerhof führt durch ein Dunkelblau, das direkt von der Palette des Hajo Blach zu stammen scheint.

Nun aber wird es endlich Zeit für das größte Abenteuer, das Waldhäuser zu bieten hat: die Besteigung des Lusens. Vier Kilometer sind es vom Draxlerhof auf den dritthöchsten Berg des Bayerwalds, zwei Möglichkeiten gibt es: den klassischen Winterweg, der über eine Erschließungsstraße in ruhigen Steigungen nach oben führt, hervorragend geeignet für geruhsame Wanderer; und den Sommerweg, der so heißt, weil man ihn eigentlich nur im Sommer gehen kann. Er heißt auch Böhmweg, denn er führt am Lusen vorbei über die nahe Grenze ins Tschechische. Und am Ende die eigentliche Herausforderung: eine steile Treppe aus Granitblöcken zum Lusengipfel, „Himmelsleiter“ genannt, ein herrlicher Waldsteig, der Entzücken und Mühsal in sich vereint. Jedenfalls ein Weg, vor dem auch Wirtin Jetti Respekt hat. Es hat geschneit gestern, und man weiß nicht, was da oben los ist. „Nehmt’s auf alle Fäll Schneeschuh mit“, hat uns Jetti gewarnt, und zwei Kilometer später sind wir froh, auf sie gehört zu haben. Der Schnee liegt so hoch, dass wir beinahe die Abzweigung zur Himmelsleiter übersehen hätten.

Hier, an jener Kreuzung, an der sich der alte Böhmweg weiter in die Tschechische Republik schlängelt, wurde im Jahr 2005 von bayerischen Glasmachern und tschechischen Holzbildhauern ein Kunstwerk aufgestellt, das die Verbundenheit ihrer beiden Länder symbolisiert: Eine riesige hölzerne Hand, die aus dem Boden zu kommen scheint, hält eine gläserne Barke aus grünem Waldglas in ihren Fingern. Noahs Arche kommt uns in den Sinn, und plötzlich wird der weiße Lusen zum Berg Ararat. Das grüne Waldglas leuchtet unwirklich im Schnee. Leider ist die Holzhand vom harten Lusenklima schon mürb geworden und soll bald abgebaut werden. Dann wird die Glasarche ohne sie auskommen müssen. Das ist schade, aber Glas ist nun einmal dauerhafter als Holz.

Glas und Holz waren die ökonomischen und kulturellen Nährböden der kargen bayerisch-böhmischen Waldregion. Im 19. Jahrhundert wurde aus dem alten Glashandwerk eine hohe Kunst, wie die herrlichen Jugendstilgläser im Frauenauer Glasmuseum zeigen. Immer raffiniertere Techniken boten neue Gestaltungsmöglichkeiten. Die Glasherren holten bekannte Künstler und Kunsthandwerker aus den Städten, Fachschulen wurden gegründet, das Handwerk wurde verfeinert. So kam die Kunst in den Wald. Das einstige Zentrum dieser Kunst, das Städtchen Frauenau, liegt nicht weit von Waldhäuser. Viele Jahrhunderte bestimmten hier die „Glasherren“ das Wohl und Wehe des Ortes. Mitte des 20. Jahrhunderts verhalf dann die Studio-Glas-Bewegung von Erwin Eisch dem Frauenauer Glas auch zu internationaler Bedeutung. Heute ist von diesem Ruhm nicht mehr viel übrig. Die berühmte, 450 Jahre lang existierende Poschinger-Hütte hat vor zwei Jahren den „Ofen ausgeblasen“, wie man hier sagt. Es war ein Schock für die Region, auch wenn nur noch fünf Glasmacher in der Hütte arbeiteten, in der es einst mehrere Hundert waren. Denn die „Glasbarone“ Poschinger und ihre Waldschlösser sind nun einmal das Wahrzeichen dieser Grenzregion und auch ein Symbol für die kulturellen Fähigkeiten ihrer Bewohner.

Immerhin hat das verstorbene Handwerk einen imposanten Aufbahrungsort bekommen. Das von Erwin Eisch inspirierte Frauenauer Glasmuseum singt ein grandioses Requiem auf das Gewerbe. Einen Tag sollte man mindestens einplanen, so viel ist hier zu sehen und zu erfahren. Vor dem Museum ankert übrigens ein Schwesterschiff unserer grünen Lusenarche, was uns nun daran erinnert, dringend zu unserem Lusenaufstieg zurückzukehren.

Jetzt wird es nämlich ernst: Von nun an steigt das Gelände in Wellen an, immer karger wird der Bewuchs und der Wind außerhalb des schützenden Bergwaldes fast zum Sturm. Aus einem Wintermärchenwald geraten wir in eine bizarre Landschaft aus toten Bäumen. Als wäre ein Heer plötzlich im Boden versunken, so ragen Tausende von weißen Spießen vor uns auf. An die toten Stämme haben sich Eis und Schnee in dicken Schichten angelagert. Die nachwachsenden jungen Fichten dagegen, von der Last des Schnees nach unten gedrückt, formen bizarre Gebilde, die an weiße Gespenster erinnern, an verschneite, erfrorene Wanderer. Hier oben hat der Borkenkäfer, unterstützt von der Trockenheit der vergangenen Jahrzehnte, die Bergfichten vernichtet und eine Mondlandschaft hinterlassen. Aber dieser Mond lebt, und vieles wächst nach, was der Schnee jetzt verdeckt. Er verdeckt auch die Granitstufen, auf denen wir uns langsam die höllische Himmelsleiter emporarbeiten. Milchige Fetzen, von denen man nicht weiß, ob es Nebel oder Wolken sind, verhüllen gnädig, was uns noch bevorsteht. Sie verdecken auch die Aussicht, wenn wir, schwer atmend, pausieren und so tun, als würden wir die grandiose Fernsicht genießen wollen.

Kurz vor dem Gipfel geht das Bäumeheer in einen vereisten kahlen Kegel aus Granitbrocken über. Die zerzausten Krüppelkiefern haben sich in weißgefrorene Unholde verwandelt, die ihre eisigen Pratzen nach uns ausstrecken, als wollten sie uns den Weg verwehren. Am Gipfelkreuz hängt ein mit Schnee und Eis überkrusteter nackter Christus, ein makabrer Anblick, der uns noch schneller Richtung Lusenschutzhaus treibt. Warum das Gasthaus hier oben Schutzhaus heißt, hat uns dieser Aufstieg nachdrücklich klargemacht. Und auch, was für eine großartige Einrichtung solche Gipfelhäuser sind. Die Gaststube dampft von der feuchten Kleidung, von den heißen Suppen und auch von den köstlichen Rahmschwammerl, die sie heroben machen. Ein Begeisterter hebt das Weißbierglas auf die Schwammerl – weil, die sind auch eine Waldkunst eigener Art.

Informationen über Waldhäuser unter www.ostbayern-tourismus.de und www.bayerischer-wald.de, über das Glasmuseum Frauenau unter https://glasmuseum-frauenau.de.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv